



Geschichte der Holzbaukunst in Deutschland

Lachner, Karl

Leipzig, 1887

I. Abschnitt. Die Konstruktion

[urn:nbn:de:hbz:466:1-94714](https://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:hbz:466:1-94714)

Erster Abschnitt. Die Konstruktion.

1. Wandbildung und Aufbau.

Wie schon bemerkt, tritt im Gegensatz zur norddeutschen Art in Süddeutschland bei der Wandbildung eine gewisse Ungebundenheit auf. Einmal halten die Ständer nicht gleiche Entfernung ein, zum andern stehen sie nicht in lotrechten Ebenen, d. h. in vorgeschobenen Absätzen übereinander.

Die Außenwände der Geschosse bestehen aus einer Reihe Ständer. Diese werden unten von einer rechteckig behauenen Schwelle getragen, in der Mitte durch Riegel und Streben gegenseitig abgesteift und oben mittelst eines Rahmholzbalkens verbunden. Wie schon in der Einleitung erwähnt, erreicht man so die Möglichkeit, die darüber liegende Balkenlage nach Gutdünken anordnen zu können, ohne jedem Balken einen Ständer als Stütze zuteilen zu müssen. Die Folge war, dass die strenge Gleichförmigkeit der Bauten, die vertikale Gliederung der Gebäudeaufsenseiten in schmale durch Ständerlinien, Balkenköpfe und Kopfbänder eingefasste, lotrechte Felder aufhört, und der Vorteil entspringt, die Fenster nach Belieben ungebundener der inneren Einteilung anpassen zu können. Hingegen musste beim süddeutschen Holzbau der Mangel jeder festen Gliederung den sonst für Dekorationszwecke so äußerst wirksamen schrägen Füllbrettern und Kopfbändern die Berechtigung zu ihrer Verwendung entziehen und ihren Gebrauch auf bescheidene Grenzen beschränken.

Bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts treten allerdings Kopfbänder in dem Grenzgebiet nördlich des Maines ziemlich allgemein auf; anfangs in ihrer Bedeutung als konstruktive Bauglieder, um vorgekragten Balkenlagen nach norddeutschem Muster als Stützen zu dienen, später als gebräuchlich gewordene Zierden, die dann nur noch einzelnen vorspringenden Balken angeheftet und in kümmerlichen Dimensionen ausgeführt würden. In ihrer Eigenschaft als Stützen frei vorspringender Erker erhalten sie sich längen, nehmen aber dann die Gestalt von frei aus der Wandfläche hervortretenden Streben an. An solchen Vorbauten erfüllen sie eine wirklich

konstruktive Aufgabe und ihr Gebrauch lässt sich bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts verfolgen. Einer dritten Art von Kopfbändern, Stützen für vorkragende Fensterreihen, begegnen wir später an den Fensterkonstruktionen.

Waren die Ständer an ihren beiden Enden durch Zapfen und Bolzen mit den Schwellen und Rahmholzbalken fest verbunden und stand infolgedessen ihr seitliches Ausweichen nicht zu befürchten, so benötigte man auch nicht jener Schrägstützen, welche sonst den Verband der Ständer mit der Schwelle verstärken. Dreieckige, den Raum zwischen jenen Konstruktionsgliedern ausfüllende Riegelbänder finden sich nur ganz ausnahmsweise (s. Fig. 89), vierkantige, die Ständer schräg abstützende Schubstreben wohl hin und wieder angewendet, während geschweifte, mit allerhand Zierformen versehene Riegelkreuze sich allerwärts breitmachen.

Als neues, im Norden zu keiner Zeit gebrauchtes Verbindungsglied tritt an der Wandfläche ein kleines geschweiftes Riegelband von dreieckiger Grundform auf, ein Eckholz,

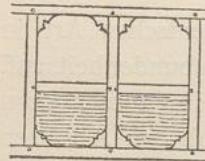


Fig. 6.

das man rechten Ecken der Schwellen, Rahmbalken und Ständer einfügte (s. Fig. 6), um so letztere an ihren Enden scheinbar zu verstärken. Diese Eckhölzer, welche mitunter eine recht wirksame Dekoration der Wandfläche erzeugen, verbreiteten sich am Rhein und südlich des Maines von der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ab so ziemlich über das ganze dortige Holzbaugebiet, und bleiben ihm als beliebte Zierstücke bis tief in das 18. Jahrhundert zu eigen. —

Für gewöhnlich liegen die Riegelbänder in den Sichtflächen der durch sie vereinigten Holzteile, sind also mit ihnen bündig; die in der Einleitung beschriebene ältere Konstruktionsweise, an welcher ihr Verband mit den Nachbarhölzern mittelst sichtbarer Überplattung und Verzahnung erfolgt, findet sich, wie schon erwähnt, nur noch an wenigen Ständerbauten erhalten. Der Vorzug, welcher letzteren im Vergleich zu Zapfenverbindungen in konstruktiver Hinsicht zugemessen werden darf, wird andererseits durch die Schwierigkeit, das wandbildende Material den Gefachen einzufügen, mehr wie aufgewogen, und da ferner auch ihre vorspringenden Kanten

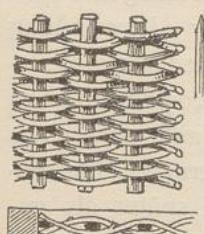


Fig. 7.

Hindernisse in der Dekoration bilden, so gab man ihren Gebrauch schon frühzeitig auf.

Zur Ausfüllung der Gefache benutzte man häufiger Weidenflechtwerk mit Lehmschlag und Mörtelbewurf (s. Fig. 7) als gebrannte Ziegelsteine und suchte mit Rücksicht darauf die Grösse der Felder möglichst einzuschränken; die Einfügung vieler kleinerer Riegelstücke war daher nicht nur dekorativ, sondern auch konstruktiv geboten. Ihr Ersatz durch gänzlich geschlossene rechteckige Platten, wie sie der Norden in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts verwendete, kommt im Süden nur vereinzelt und zwar meist auf bevor-

zugte Stellen beschränkt, wie an einzelnen Fensterbrüstungen und Erkerwänden, vor.

Dahingegen bürger sich am süddeutschen Ständerhause allerhand Verschalungen zu konstruktiven wie auch dekorativen Zwecken ein. Die geringe Auskragung der Geschosse, der Mangel an Kopfbändern erheischt eine andere organische Vermittlung der einzelnen Stockwerke, als es Füllhölzer oder Füllbretter vermochten. Verhältnismäsig frühzeitig, bereits in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, werden schon die unschönen Balkenstumpfen dem Auge entzogen und ihre Endflächen mittelst einzelner schräg gestellter Brettstückchen (s. Fig. 20) gegen Schlagregen geschützt, später ließ man längere Bohlen an ihre Stelle treten und nagelte sie hochkantig den Balkenlagen vor; wobei die höher gelegene Schwelle entweder die Balkenlage um Bohlendicke überragt (s. Fig. 67), oder aber gleichfalls von profilierten Verschalbrettern überzogen wird und so mit jener ein breites, scheinbar zusammengehöriges horizontales Gesims bildet. Außerdem verwendete man schräg gestellte Schalhölzer noch zur Maskierung unbedeutender Geschossvorsprünge (s. Fig. 78) und verlieh mit ihrer Hilfe der Profilierung eine noch grösere Breite. — War ohnehin früher allein durch die Verwendung von Rahmholzbalken Anlass geboten, sich der im Norden gesetzmäsig gewordenen Verteilung der Ständer zu entziehen, so fiel nunmehr, nachdem die scharf vortretenden Balkenköpfe verhüllt waren, auch der letzte Anlass für eine solche Anordnung weg; der breite Sims von Unterkante Rahmbalken bis Oberkante Schwelle mit seinen langgezogenen einförmigen Profilen ließ eine lebendigere Gliederung dieser Konstruktionsstücke nicht mehr aufkommen. Um jedoch die Wandfläche auf andere Weise zu beleben und sich für den Verlust der zu Schnitzornamentik so brauchbaren Schwellen- und Kopfbandflächen zu entschädigen, zog man das Fenster mit in die Dekoration, bildete seinen unteren Abschlussriegel als vorgekrachte Schwelle aus und brachte letztere mit Nachahmungen von verschiedenen Kopfbandarten in Verbindung; wir kommen später eingehender auf diese eigenartige Konstruktion zurück. Der anderen Wandfläche legte man dagegen nur untergeordnete Bedeutung bei, beschränkte sich darauf, durch allerlei Riegelbänder und Backsteinmuster Flächenmotive zu ersinnen, und verzichtete auf ihre weitere architektonische Gliederung.

In schieferreichen Gegenden, wie am Mittelrhein und dessen Seitenhäler, tritt teils aus konstruktiven, teils aus dekorativen Gründen noch Schieferbekleidung hinzu. Anfangs als Ersatz der Schalbretter zur Bedeckung von Balkenköpfen und Schwellbalken in Form von Flugdächern an Geschossabschnitten eingeführt, verbreitet sich die Schieferbekleidung später, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, auch über die Giebelflächen und schliesslich über ganze Hausseiten. Dekorativ wirkte sie nicht nur durch ihre zum Holzton trefflich harmonierende blaugraue Farbe, sondern auch vermöge vielgestaltiger Einzelformen und Verstellungen zu verschiedenen Flachmustern. In konstruktiver Hinsicht gewährt sie anderer-
2*

seits den von ihr bekleideten Flächen einen wirksameren Schutz als alle anderen Bedeckungsarten.

In einzelnen allerdings seltenen Fällen, die der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts angehören, ging man mit der Verschalung der Fachwand sogar so weit, dass man, wie beispielsweise an dem Salzhause zu Frankfurt a. M., die ganze Facade von unten bis oben mit Brettern verkleidete. Damit hatte aber die Verschalungswut im süddeutschen Holzbau ihren Gipfel erreicht. Nicht lange darauf, in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. beginnt das Dekorationsbedürfnis nachzulassen und die nackte konstruktive Gestalt wieder zum Vorschein zu gelangen, dann allerdings aber auch nur, um in der nüchternsten Form den Übergang zum Putzbau einzuleiten. Im 18. Jahrhundert wird dieser allgemein und damit hört selbstverständlich der letzte Rest einer symmetrischen Verteilung von Holzflächen an der Ständerwand auf.

Als Gesamtbau wendet das süddeutsche Ständerhaus seinen Giebel der Straße zu und schliesst für gewöhnlich mit steilansteigendem altfränkischem Dach. In dem Aufbau seiner Geschosse weicht es insofern von dem norddeutschen Schema ab, als ihm das Zwischengeschoß mangelt. Wir wiesen schon im I. Bande, Seite 13, darauf hin, dass die norddeutschen Zwischengeschoßanlagen den Geschossvorkragungen vorangingen, sowie dass man sie dort später mehr aus Gewohnheit beibehielt. Hier fehlte ihnen dagegen jede Berechtigung und wäre ihr Gebrauch zu keiner Zeit konstruktiv zu erklären oder geboten gewesen. Dem gegenüber hielt man im Süden, abgesehen von Hessen, im grossen und ganzen an dem altfränkischen Gebrauche fest, das Untergeschoß nur aus Steinen und zwar höher als im Norden aufzuführen. Konnte man wohl infolge dieser Anordnung weniger starke und lange Hölzer verwenden, als in Niedersachsen gebräuchlich war, so kommen doch und zwar auch an den untergeordneten Hof- und Nebenseiten durch mehrere Geschosse gehende Ständer vor, welche hier treffend mit «Stiele» bezeichnet werden.

2. Balkenlage und Deckenbildung.

Da im allgemeinen das süddeutsche Ständerhaus den Giebel der Straße zuwendet, laufen seine Balkenlagen in der Regel ihr parallel. An allen Langseiten, welche gleichzeitig Nachbarhäusern angehören, also die Aufgabe von Zwischenwänden erfüllen, war eine Auskragung der Balken ohnehin ausgeschlossen; unterblieb aber auch dann, wenn die Seitenwände vermittelst Tropfenfallgänge frei standen. Entweder man bediente sich, wie

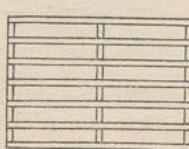


Fig. 8.

bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts in Hessen, durchgehender Stiele und zapfte, nach norddeutscher Weise, das Gebälk in sie ein, oder lagerte dieses, wie es gewöhnlich geschah, auf Rahmholzbalken, ohne jedoch nach der Giebel- und Straßenseite besondere Stichbalken einzufügen (s. Fig. 8). Wollte man nun nicht in den Fehler unserer Zeit verfallen und glatte Wände ohne Vorsprünge der Geschoss-

abschnitte herstellen, so war es bei einer solchen Lage und Anordnung des Gebälks eigentlich von selbst geboten, den äußersten der Straße nächst gelegenen Balken, der hier gleichzeitig zur Wandschwelle wurde, über das untere Geschoss vorzuschieben. Diese Konstruktion bedurfte aber zu ihrer Haltbarkeit besonderer Stützen, und so liess man denn die beiden Rahmhölzer der benachbarten Seitenwände, sowie einen oder mehrere Unterzüge in der Mitte vorkringen und die vorgeschobene Wandschwelle tragen (s. Fig. 9). An geringen Ausladungen vermittelten und bedecken profilierte Schalhölzer die Vorkragung, an beträchtlicheren Geschossvorsprüngen hingegen, beschränkte sich die Verschalung auf die Schwelle und die Balkenstumpfen, welch letztere alsdann wohl auch hin und wieder vereinzelte Kopfbänder stützen.

Obschon die eben geschilderte Anordnung der Balken für die Mehrzahl der Gebäude zutrifft, lassen sich doch an vielen Fachwerkhäusern auch andere Lagen nachweisen. Mit derselben Ungebundenheit, wie sie an dem Aufbau der Außenwände auftritt, wechselt ihre Richtung sogar mitunter an verschiedenen Geschossen ein und desselben Bauwerks; wie an dem ältesten Marburger Hause (s. Fig. 3) können die Balken des einen Stockwerks senkrecht, die des anderen parallel zur Straßenseite laufen und lassen somit ein allgemein gültiges Gesetz nicht zu. Bemerkenswert sind ferner ihre mitunter sehr geringen Abstände, die, wie beispielsweise am Hause Limprecht in Frankfurt am Main, manchmal kaum anderthalb Balkendicken betragen (s. Fig. 10).

Füllbretter zur Verkleidung der vorkragenden Teile der gewellerten Decke finden sich nur an wenigen älteren hessischen Bauten (s. Fig. 34), sie besitzen durchweg bescheidenen Umfang und reichen nie über die Unterkante Rahmholz hinaus; in gebogener Form und sehr mässiger Dicke besitzt sie das Rathaus zu Alsfeld (s. Fig. 21); hier wie in den meisten anderen Fällen beschränken sie sich nur auf den Raum zwischen den Balkenköpfen. In der nämlichen verschüchterten Gestalt begegnet man ihnen wohl hin und wieder im Riesengebirge (s. Fig. 94). In der zweiten Hälfte des 16. und 17. Jahrhunderts werden sie durch Füllhölzer ersetzt; jedoch kommen auch diese nur selten vor und bleiben in kümmerlichen Verhältnissen auf die Grenzgebiete beschränkt.

Ruhte das Gebälk parallel zur Straße, so vertrat die Wandschwelle gleichzeitig den Abschluss der Deckenwellerung, und machte in solcher Gestalt Füllbretter und Füllhölzer entbehrlich, nahm jenes aber eine senkrechte Lage zur Straßenseite an, so bestand das gebräuchlichste Schutzmittel der freiliegenden Deckenfüllungen in der den Balkenköpfen vorgenagelten Verschalung. An dieser Stelle bezweckt letztere also nicht allein die Balkenenden vor Verwitterung zu behüten, sondern ebenso gut

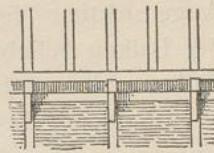


Fig. 9.

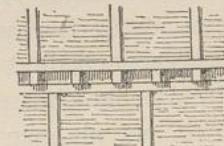


Fig. 10.

auch die zwischen ihnen befindliche Wellerung vor Schlagregen zu schützen, vollzieht also hier in jeder Weise die Aufgabe der Füllbretter.

Die Decken selbst bestehen wie im Norden aus parallelen Balken mit eingefügter Wellerung, die ihre obere Hälfte ausfüllt, so dass die untere behufs Aufnahme von farbigem und plastischem Schmuck, dem Auge sichtbar bleibt. Jene Decken aber, an welchen eine engere Lagerung der Balken beliebt war, dienten zur Ausbildung von Kassetten. In beiden Fällen schlossen die Gefache unten mit gehobelten und profilierten Brettern ab. Balkendecken gröfserer Räume erhielten zur weiteren Stützung Unterzüge.

3. Dach- und Giebelbildung.

Die Konstruktion des Dachstuhls stimmt im wesentlichen mit dem norddeutschen überein. Hier wie dort bilden mehrere Kehlbalkenlagen die Hauptglieder; um der Gefahr der Durchbiegung zu begegnen, erheischt die beträchtliche Länge der unteren Kehlbalken eigene Längsträger zu ihrer Unterstützung und diese wiederum freistehender Pfosten; außerdem verstärken Büge und Winkelbänder sowohl in der Längs-, als auch in der Querrichtung ihren Verband. Die Sparren setzen sich mittelst Zapfen und Verzahnung in die Dachbalken ein und tragen an ihrem unteren Ende Aufschieblinge; diese ruhen jedoch nicht wie in Niedersachsen auf einer besonderen Dachschwelle (s. Band I, Fig. 15), sondern sind den Dachbalkenenden direkt angeplattet. Infolgedessen unterbleibt die Vorkragung des Dachgeschosses und die Dachfläche selbst ladet bei weitem nicht so weit aus, als man es im Norden zu thun gewohnt war. Die norddeutsche Lösung mit vorgekragter Dachschwelle hat einzelne Vertreter im Osten, insbesondere im Riesengebirge aufzuweisen.

Wie es die Stellung des Hauses nicht anders mit sich bringen konnte, wurde vorzugsweise auf Ausbildung des Giebels großer Wert gelegt, an ihm entwickeln sich in reicher Mannigfaltigkeit alle möglichen Konstruktionen, die sowohl einer zeitlichen als auch örtlichen Scheidung bedürfen.

Die ältere Form war die eines steil ansteigenden gleichschenkeligen Dreiecks mit weit vorspringendem Dache (s. Fig. 17), die Giebelfläche erscheint hierdurch entweder ganz schlicht oder setzt sich aus mehreren einander vorgekragten Geschossen zusammen.

Anfangs des 16. Jahrhunderts verschwindet im südwestlichen Deutschland die obere Wandfläche der Giebelseite und räumt ihren Platz einer Abwalmung ein. Ursprünglich schloss diese rektkantig ab, ohne das obere Walmdreieck mehr als die anderen Dachflächen aus der Giebelwand hervortreten zu lassen (s. Fig. 2), später verwandelt sie sich, wie vorzugsweise in Nürnberg, in einen baldachinähnlichen Ausbau von halber sechseckiger oder achteckiger Grundform, der sich frei von der Giebel-

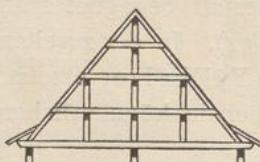


Fig. 11.

fläche abhebt und sie gleichsam als Haube abschließt (s. Fig. 12). Anlass zu dieser Umbildung mögen wohl ältere Windenvorrichtungen gegeben haben, welche sich an dieser Stelle dem vorkragenden Firstbalken einfügten und einer Verdachung bedurften; nachdem indessen einmal ihre vorzügliche malerische Wirkung erkannt war, trug man kein Bedenken, sie auch ausschließlich zu dekorativen Zwecken zu verwenden. Ihre

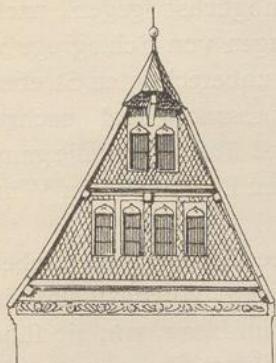


Fig. 12.

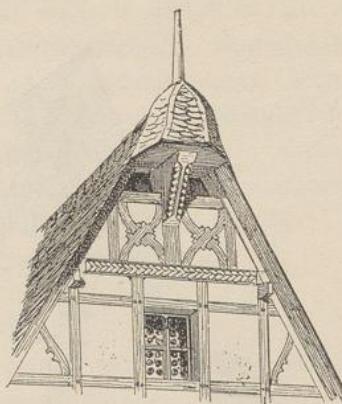


Fig. 13.

Spitze bildet gleichzeitig den Abschluss der Firstlinie; die Verdachung erfolgt bis in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts in Gestalt eines halben Zeltdaches mit geraden Ebenen, um sich später in geschweifte Flächen zu verwandeln (s. Fig. 13).

Mit Ausnahme der Grenzgebiete war von der Mitte des 16. Jahrhunderts ab diese wirkungsvolle Giebelendigung über das ganze süddeutsche Ständerbaugebiet allgemein verbreitet; am Main, Rhein und im Moselthal liebte man es, sie als pyramidal aufsteigendes halbes Sechseck in Gebrauch zu nehmen, in Nürnberg hin und wieder auch als halbes Achteck von nicht selten beträchtlichem Umfang; dort bildeten Schiefer, hier Hohlziegel das Deckmaterial. Die Konstruktion der Giebelbaldachine besteht aus kleineren von vorspringenden Stichbalken getragenen Gratsparren und eingefügten Riegelhölzern mit unterer Bretterschalung.

In der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts vollzieht sich eine weitere weniger glückliche Gestaltung des Giebelfeldes, fortan begrenzt man es nicht mehr durch vorspringende schräge Dachflächen, sondern lässt umgekehrt die Giebelfläche über jene hinausragen und in geschweiften Linien enden (s. Fig. 14). In dieser Konstruktion, welche dekorativen Gründen ihre Entstehung verdankt,

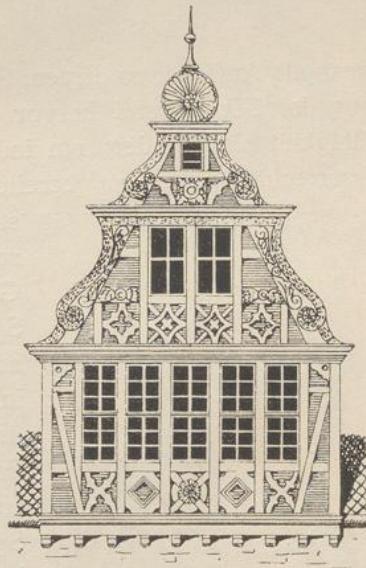


Fig. 14.

macht sich wieder die für eine gesunde Holzarchitektur so vererbliche Sucht, Gliederungen des Steinbaues nachzuahmen, in bedenklichster Weise geltend. Ob die Befriedigung dieser übel angebrachten Dekorationslust zum Vorteil oder Nachteil der Konstruktion ausfiel, kam nicht weiter in Betracht; man vergaß ganz die Bedeutung der weit vorspringenden Dachanlagen und missachtete mit die wichtigsten Regeln der Holzbaukunst.

Unbedacht gab man das Gebot, alle Holzflächen möglichst gegen nachteilige Wirkungen von Schlagregen zu schützen, dem unberechtigten Streben, steinerne Renaissancegiebel nachzubilden, preis und überlieferte die ganze Giebelfläche den Einflüssen von Wind und Wetter.

Eine dritte Gattung von Giebelbildungen kommt vorzugsweise im Moselthal und im Elsass vor, sie führt uns, wenn wir ihrem Ursprunge nachspüren, in die Schweiz. Zum Schutze der Wand schiebt sich das Dach weit über die Giebelfläche hinaus, um mittelst herabhängender oder stehender Konstruktionen sichtbar unterstützt zu werden. Einem freiliegenden Sparren-

paar als Auflager zu dienen, treten die Wandrahmenbalken der Längsseite aus der Giebelwand hervor und erhalten zur Verstärkung ihrer Tragfähigkeit Kopfbänder; um indessen den Sparren für ihre Verapfung ein faserrechtes Lager zu bereiten und gleichzeitig die Aufschieblinge zu

stützen, liegen auf den Wandrahmenbalken zunächst die Endstücke einer unterbrochenen Giebelschwelle. Oben schließen sich die Sparren einer Hängesäule oder Helmstange an, die ihrerseits entweder, wie in Fig. 15, in einem vorspringenden Längsträger und darunter geschobenem Kopfband ihren Halt findet, oder wie in Fig. 16, frei endet. Im ersten Falle überplattet die Hängesäule einen Spannriegel und gewährt zwei kleinen, den letzteren scheinbar tragenden Schrägstreben Gelegenheit zur Versatzung, im zweiten Falle vermittelt den Verband der Sparren, Schrägstreben und der Helmstange eine Zange. Bogenförmige Ausschnitte und allerlei kleinere Strebenstücke ersetzen das dekorative Schnitzornament und verleihen dem Holzwerk stellenweise das Äußere von gotischen Spitzbögen und Dreipässen.

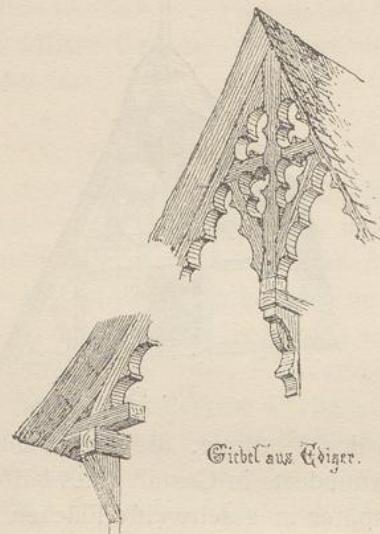


Fig. 15.

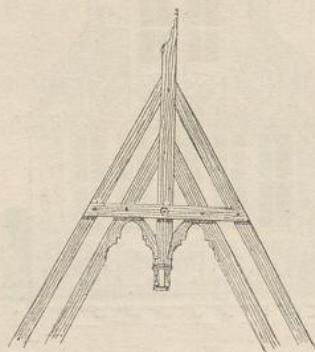


Fig. 16.

streb und der Helmstange eine Zange. Bogenförmige Ausschnitte und allerlei kleinere Strebenstücke ersetzen das dekorative Schnitzornament und verleihen dem Holzwerk stellenweise das Äußere von gotischen Spitzbögen und Dreipässen.

Aus diesen beiden Grundformen lässt sich eine Reihe verschiedenartigster Motive herleiten und vertritt diese Gruppe eine der wirksamsten und stilgerechtesten Zierweisen der gesamten Holzarchitektur; der Gedanke ihrer Ausbildung entspringt einem gesunden Gefühl und bemüht sich, die Dekoration mit den Eigenschaften des Holzes in Einklang zu bringen. Am häufigsten begegnet man ähnlichen Giebelkonstruktionen im Elsass, vereinzelt und vereinfacht wohl auch in Franken; der Zeit nach gehören sie der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts an. Berücksichtigt man, dass sie verhältnismäßig nur sparsam in den süddeutschen Gruppen vertreten sind, sowie dass sie in der Schweiz nicht nur den Ständerbauten des 15. und 16. Jahrhunderts angehören, sondern selbst heute noch mit Vorliebe verwendet werden, so wird man mit ziemlicher Sicherheit die Schweiz als ihre eigentliche Heimat erkennen, von wo aus sie in das benachbarte Süddeutschland hinübergewandert sein dürften.

4. Eckbildung.

Die Aufgabe, die Konstruktionsglieder zweier benachbarten Hausseiten an der Ecke in organischen Zusammenhang zu bringen, wurde in Süddeutschland sehr verschiedenartig gelöst. Jene Ständerbauten, welche sich zur Stützung ihrer vorgekragten Geschosse Kopfbänder bedienten, ahmten mit

Vorliebe das norddeutsche Schema, soweit es sich um die Anordnung der drei über Eck gestellten Kopfbänder handelt, nach. So lange die Balkenköpfe an den älteren Bauten noch nicht verschalt wurden, traten sie über dem Eckständer zu je drei gepaart hervor und wurden von drei ihren Richtungen angepassten Kopfbändern unterstützt, wobei, da sie in gleicher Höhe liegen, zwei von ihnen durch Stichbalken ausgeführt werden mussten. Soweit wäre also die norddeutsche Lösung nachgebildet; den weiteren gesetzmässigen Aufbau der Wand hingegen, hinderte die herrschende Regelmässigkeit der Ständerverteilung und veranlasste an dem höher gelegenen Eckständer die nämliche Kopfband- und Balkenkopfgruppierung. Ein Beispiel hierfür gibt uns das in Fig. 17 dargestellte ehemalige Fischer'sche

3

Lachner, Holzarchitektur II.

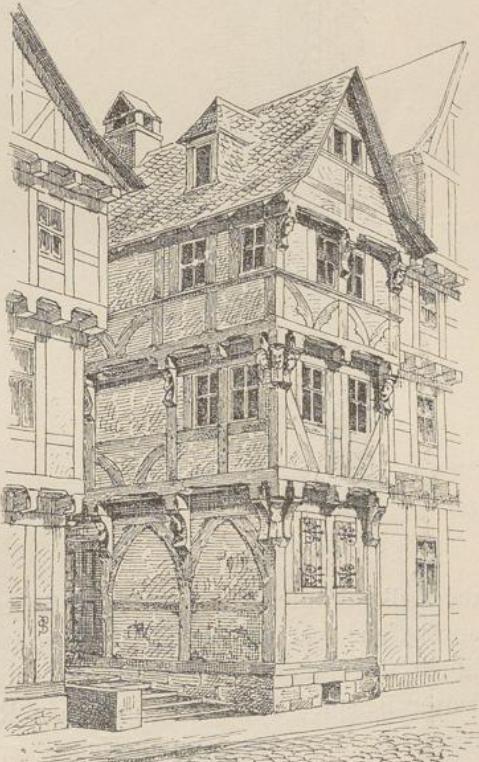


Fig. 17.

Haus in Marburg, dessen Abbildung wir Herrn Regierungsrat Cuno verdanken; es gehört unserer Schätzung nach der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts an, und vertritt in vortrefflichster Weise das Schema des gleichzeitig norddeutschen und süddeutschen Einflüssen unterworfenen Ständerhauses des hessischen Grenzgebietes (im Jahre 1866 wurde es abgebrochen).

Dieselbe Lösung mit den drei Kopfbändern erhielt sich aber auch noch dann, als bereits das Prinzip der Balkenverschalung Anwendung fand. War das weitere Aufbauschema schon zu jener Zeit, in welcher

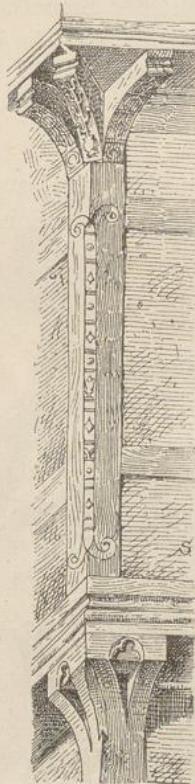


Fig. 18.

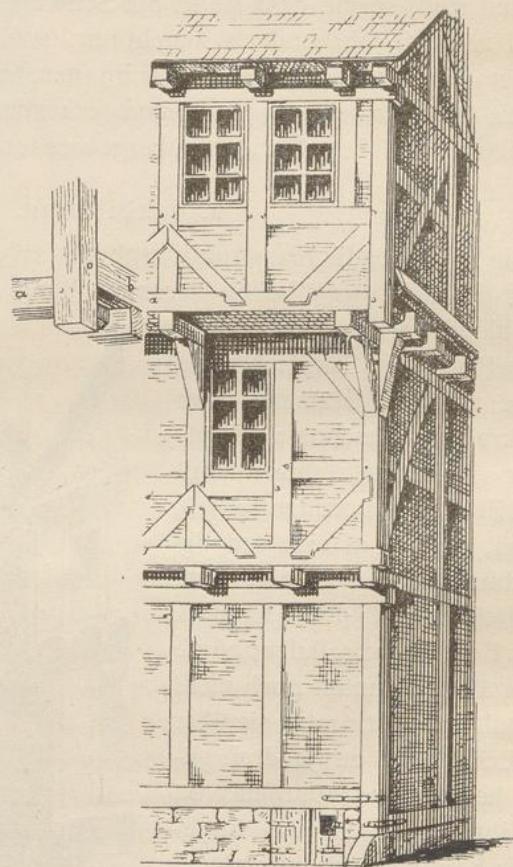


Fig. 19.

die Balkenköpfe noch sichtbar blieben, mit der Schwelle unterbrochen, so lag jetzt erst recht kein Anlass vor, die schwach angedeuteten Vertikallinien des unteren Ständers oben durch drei benachbarte fortzuführen. Unser Beispiel, Fig. 18, gehört dem Rückgebäude des Römers zu Frankfurt a. M., dem sogenannten Hause »zum Nyde« und der Zeit um 1520 an. Vor einigen Jahren ermöglichte seine damals erfolgte Renovierung die Aufnahme der Ecke; gegenwärtig bedeckt sie wieder ein grauer Verputz.

Fand die Auskragung der Geschosse nur nach einer Seite statt, so fiel die kompliziertere Ecklösung weg; man begnügte sich dann, ohne der Seitenfläche irgend welche Beachtung zu schenken, mit einem Kopfbande.

Eine gänzlich vereinzelte Konstruktion, welche die Ungebundenheit der süddeutschen Wandteilung auch auf die Ecke überträgt, bringen wir in Fig. 19, zur Darstellung; sie ist einem dem Rathause in Alsfeld ziemlich nahe gelegenen Eckhause entnommen und mag, weil die Riegelbänder noch in dem älteren Verband die Ständer und Schwellen sichtbar überplatten, etwa der Mitte des 15. Jahrhunderts angehören. Von den drei Hauptgeschossen des genannten Gebäudes kragt nur das oberste nach beiden Seiten aus, seine Balkenlage streicht parallel zur Langseite und findet in dem Rahmholzbalken der Giebelseite ihr Lagerholz. Da nun der äußerste vorgesogene Hauptbalken (a) gleichzeitig die Schwelle der vorgekragten Längswand bildet, während die Schwelle der Giebelwand (b) über der eigentlichen Balkenlage liegt, so tritt hier der Fall ein, dass die Schwellen zweier benachbarten Wandseiten sich in ungleicher Höhe befinden. Statt nun sie sich kreuzen zu lassen und ihnen den Eckständer aufzustellen, verlängerte man letzteren, ließ sein Ende freischweben, und zapfte ihm die Schwellen zu beiden Seiten ein. Da ferner das über den unteren Eckständer vorkragende Rahmholz der Giebelwand, sowie der darauf gelagerte zweite Hauptbalken noch durch Kopfbänder gegen den Eckständer abgestützt werden, so ergaben sich als weitere Unregelmäßigkeit zwei Kopfbänder von ungleicher Länge. Wir fügen unserer Beschreibung noch hinzu, dass die Giebelwandschwelle (b) ein schräggestelltes Schutzbrett deckt, sowie dass die Langseitenschwelle (a) von dem verlängerten Wandrahmenholz (c) der Giebelseite und einigen anderen vorkragenden Unterzügen getragen wird.

Als wirksame Illustration, wie weit die Gesetzlosigkeit im süddeutschen Ständerbau ging, findet sich an dem nämlichen Gebäude, ein Stockwerk tiefer, noch eine andere Eckkonstruktion. Hierselbst ward das Gebälk parallel zur Giebelseite gelagert und kragt das Geschoss dem entsprechend nur an der Langseite vor. Der äußerste Hauptbalken liegt bündig mit der Giebelwand und dient sowohl als Wandrahmenholz für das untere Geschoss, wie auch als Schwelle für das obere. Die drei an dieser Stelle sich überkreuzenden horizontalen Rahmhölzer und Schwellen kragen hierbei je über das darunter liegende Holzstück hinaus, so dass nach der einen Seite zwei Balkenstumpfen aus der Mauerfläche vortreten, nach der anderen Seite einer mit dem höher gelegenen Geschoss bündig wird. Die Sohlschwellen zapfen sich wieder in ungleichen Höhen dem Eckständer an.

Wir sind damit in das Gebiet der Eckkonstruktionen ohne Kopfbänder übergetreten. Ähnliche Eckbildungen kommen bis in das 16. Jahrhundert vor; in Fig. 20 ist beispielsweise eine solche aus Alsfeld wiedergegeben, an welcher eine Geschossvorkragung überhaupt nicht stattfindet; hier stehen die Ständer in lotrechten Linien und sind auf beiden Seiten bündig. Um haltbare Holzverbindungen zu erzielen, treten



Fig. 20.

die Balkenenden über ihre Unterlage hinaus; sie gegen Schlagregen zu schützen, wurden ihnen Verdachungen durch kleine, schräg gestellte Holzschindeln vorgesetzt. Augenscheinlich liegen hier die nämlichen Motive vor, welche der Entwicklung des norddeutschen Vorkragungsprinzips Vorschub leisteten (s. Band I, S. 14), da man sicherlich nicht aus dekorativen Gründen die Balkenstumpfen aus der Wandfläche vorstretten ließ. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts kam diese Art Konstruktion außer Gebrauch, oder verschwand hinter einer Verschalung.

Ein anderer Eckaufbau mit Geschossvorkragung ohne Kopfbänder und Verschalung, der auch noch einer verhältnismäsig frühen Periode angehört, begegnet uns an dem 1512 erbauten Rathause von Alsfeld (s. Fig. 21). Wie in den früheren Fällen, ist auch an diesem Beispiel der Ständerstellung kein Wert beigelegt. Da die Schwellen und Balkenköpfe in gleichen Höhen liegen, mussten auf der einen Gebäudeseite Stichbalken zur Verwendung zu gelangen; die den Schwellen eingeschnittenen Profile sind bis zur Ecke durchgeführt und enden hier auf Gehrung, welche sich auch auf den Eckbalkenkopf erstreckt. Auf solche Weise ist die Kontinuität der Ecklinie hergestellt und diese selbst scharf hervorgehoben.

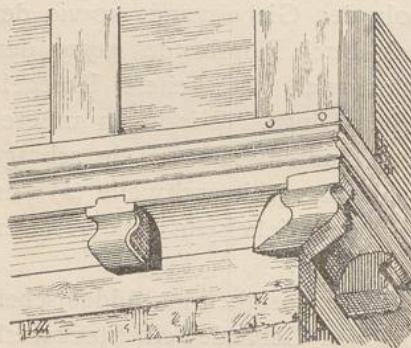


Fig. 21.

Das nämliche Schema befolgen fortan sämtliche Ecken freistehender Ständerbauten; blieben die Balkenköpfe sichtbar, so bediente man sich zur Ausfüllung ihrer Zwischenräume Füllhölzer nebst anschließender Profilierung, wurden sie mit Bohlen verschalt, so gehen die jenen eingeschobenen Profile in gleicher Höhe von der einen Gebäudeseite auf die andere über; immer, wenn auch Schiefer- oder Blechverkleidung an die Stelle der Verschalung tritt, bleibt die Ecke an der Vorkragung scharfkantig.

Als hervorragendes Charakteristicum der süddeutschen Bauweise für die Zeit nach 1520 kann die äußere Ausstattung des Eckständers durch Schnitzwerk aller Art gelten. Breiter als alle übrigen, wird er, wenn auch sonst an dem Hause keine weiteren Zierraten zu finden sind, von plastischem Bildwerk oder architektonischen Gliederungen überzogen und an seiner Eckkante stellenweise unterbrochen. Es bürgerte sich an ihm eine Reihe eigenartiger Motive ein, welche mit großer Beharrlichkeit in dem ganzen süddeutschen Gebiete immer und immer wiederkehren, ohne auch nur einmal im Norden angetroffen zu werden. Wir gehen nicht zu weit, um seine Bedeutung für die süddeutsche Holzarchitektur zu kennzeichnen, ihn als den Vertreter der norddeutschen Schwelle zu bezeichnen. In Straßburg hat sogar ein Eckgebäude am Domplatz — das weitaus

hervorragendste Fachwerksgebäude Süddeutschlands — um figürlichen Darstellungen noch mehr Raum zu schaffen, jedem Eckständer zu beiden Seiten einen weiteren Ständer beigefügt und so eine ansehnliche zusammenhängende Holzfläche hergestellt. Es fällt dies hier um so mehr auf, als die Schwellen und Balkenlagen nur schmucklose Bohlen verschalen, die in jüngster Zeit, wahrscheinlich als Ersatz einer ehemaligen Schieferverdachung, mit schrägen Blechen überzogen sind.

5. Fenster, Thüren, Windeluken und andere Öffnungen.

In der süddeutschen Holzarchitektur spielt die Fensterkonstruktion durch ihre Eigenart eine wichtige Rolle. Wir machten schon in der Einleitung, bei der Beschreibung des ältesten Ständerhauses, auf den Umstand aufmerksam, dass die Verteilung der Fenster und Lichtöffnungen nicht von dem Rahmwerk und den Fenstern beeinflusst wurde, sondern sich nur den Bedürfnissen des Innenraumes anpasste. Die gleiche Tendenz weiter ausgesponnen finden wir an der Hofseite eines dem 15. Jahrhundert angehörenden Nürnberger Patrizierhauses, Winklerstrafse No. 15, zum fertigen Schema herangebildet (s. Fig. 50), und wenige Jahrzehnte später, in der Mitte des 16. Jahrhunderts, tritt es in ganz Süddeutschland auf.

Das Wesentliche dieses Schemas besteht darin, dass an Stelle der in der norddeutschen Holzbaukunst gebräuchlichen Fensterlatte eine Fensterbankschwelle als Trägerin einer für sich abgeschlossenen vorgeschobenen Wandfläche mit Ständer und Rahmbalken (s. Fig. 22) tritt.

Wir haben es hier mit einer regelrechten Vorkragung zu thun, der weiter nichts fehlt, als konstruktive Begründung und Berechtigung. Schlösse diese Vorkragung seitwärts nicht mit Ständern und oben durch eine Verdachung ab, so könnte man wirklich irre geführt werden und eine Geschossvorkragung mit tief herabgehenden Fenstern vermuten, denn selbst Nachbildungen von Balkenköpfen und Kopfbändern treten an ihnen auf.

Deutlich genug macht sich hier das Bestreben bemerkbar, der prächtigen Wirkung der norddeutschen Geschossvorkragungen nicht verlustig zu gehen und da man sie den Stockwerksabschlüssen nicht einzufügen verstand, so versuchte man es mit selbständigen vorgeschobenen Anbauten. Diese Art Fensterbildung ist so charakteristisch, dass sie als hervorragendes Merkmal der süddeutschen Holzarchitektur für das gesamte 16. und 17. Jahrhundert gelten kann, ohne indessen solches Allgemeingut zu werden, dass man sie an allen Ständerbauten jener Zeit erwarten dürfte. Wechselt auch das Umrahmungsornament und die Architekturgliederung

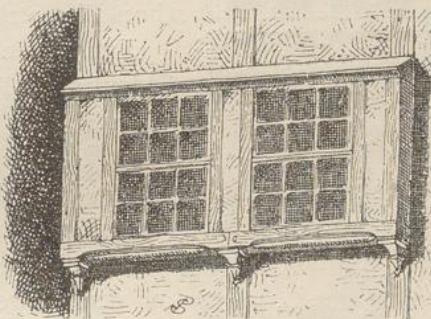


Fig. 22.

der vorgekragten Fensterreihen mit dem jeweiligen Zeitgeschmack, so tastet doch kein Zeitalter, so lange sie überhaupt bestehen, ihre Konstruktion an.

Was diese betrifft, so haben wir an ihr zwei verschiedene Grundformen zu unterscheiden: entweder gehören die vorgeschobenen Ständerteile den Wandständern an, d. h. sie sind ihnen angeschnitten (s. Fig. 23), oder aber sie sind ihnen vorgesetzt und bilden für sich abgeschlossene Gewändeposten (s. Fig. 24). Im ersten Falle erleiden die Ständer durch die Fensterbankschwelle keine Unterbrechung und wird letztere ihren vorspringenden Teilen nur eingezapft; im andern Falle hat man es mit Scheinständern zu thun, welche in der freiliegenden Fensterbankschwelle ihr Auflager finden.



Fig. 23.

An den Kopfbandnachahmungen hingegen bilden die den Ständern angeschnittenen Träger Scheinstützen, während sie unter den ununterbrochenen Fensterbankschwellen des zweiten Konstruktionssystems zu wirklichen Stützen werden. Beide Lösungen kommen neben einander vor, wenn schon die letztere die ältere zu sein scheint.

Eine andere Fensterkonstruktion, welche dem süddeutschen Prinzip gemäfs, zwar auch eine selbstständige der Hauptwand vorgesetzte Umrahmung besitzt, allein nur aus schmalen profilierten Latten besteht (s. Fig. 25), hat uns das Alsfelder Rathaus überliefert. Der hier befolgten Anordnung unterliegt insofern ein konstruktiver Kern, als es eine Führung für den verschiebbaren Fensterladen herzustellen galt. Wie

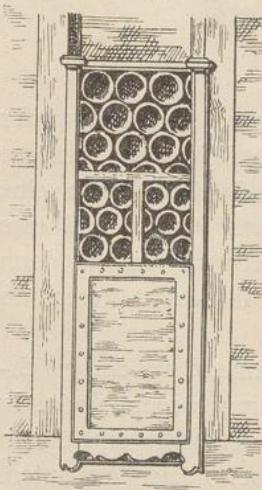


Fig. 25.

an den älteren Anlagen der Schweizer Urkantone und des Schwarzwaldes*), werden nämlich die Laden mittelst einer innen angebrachten Schnur von unten nach oben gezogen.

Die Futterrahmen von Fenstern ohne dekorative Zuthaten oder Vorkragungen fügte man für gewöhnlich direkt dem Fachwerk ein, an kleineren rundbogig abgeschlossenen Lichtöffnungen, die in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts überall vereinzelt auftreten (unser Beispiel ist aus Königstein im Taunus), kommt es aber auch vor, dass, wie in Fig. 26, eigene Sturzriegel eingeschaltet und mit den benachbarten Ständern verzapft werden; waren hierbei die Öffnungen zu schmal, um sich der Wandständer als Gewändeposten zu bedienen, so fügte man solche nach Bedürfnis der oberen Wandhälfte ein.

*) S. Gladbach, Die Holzarchitektur der Schweiz, II. Aufl. S. 105. Eisenlohr, Die Holzbauten des Schwarzwaldes.

Die Thüren stehen in ihrer äusseren Form den norddeutschen sehr nahe. Der Spitzbogen als Thürsturz beschränkt sich nicht nur auf die Zeit der gotischen Formenwelt, sondern erstreckt sich auch, wie es unsere beiden Beispiele Fig. 27 und 28 aus Homberg und Treysa beweisen, über das 16. Jahrhundert hinaus bis tief in das 17te. Man darf indessen diesem vereinzelten Vorkommen nicht allzu grossen Wert beilegen, obige Beispiele vertreten eigentlich mehr vereinzelte Nachzügler; im allgemeinen dauert die Herrschaft der Spitzbogenthür nicht länger als bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts; seiner spätgotischen Abart, dem Vorhangebogen, begegnet man auf Thürsturzbalken nur ausnahmsweise, noch seltener an Fenstern.

In der Konstruktion weicht das süddeutsche Schema insofern von dem norddeutschen ab, als seine Ständer nicht bis zum Rahmholz reichen, sondern mit dem Sturzbalken abschliessen. Auch hierin macht sich also die Ungebundenheit der Anlage bemerkbar. Man war nicht gezwungen, die Thür feststehenden Ständern anzupassen, konnte vielmehr vermöge des Rahmholzes die zur Thürkonstruktion erforderlichen Hölzer ganz nach Gutdünken und Bequemlichkeit dem Fachwerksgerippe einfügen. Infolge dessen haben die Thürständer nur den Sturzbalken zu tragen, was entweder, wie in Fig. 27, durch horizontale, oder aber, wie in Fig. 28, durch schräge Auflagerung geschieht; im ersten Falle bewirken Zapfen die Verbindung, im zweiten werden Sturzbalken und Ständer auf Gehrung zugeschnitten. Im übrigen bleibt die Konstruktion die nämliche, wie wir sie eingehender bereits auf S. 19, B. I, beschrieben: der Scheitel des Spitzbogens liegt in der Mitte des Sturzbalkens, seine Verbindung mit den Kämpfern stellen kleinere Dreiecke her.

Die Thürflügel zierten in der Regel reiches Schmiedewerk, gegen dessen Reichhaltigkeit eine Umrahmungs-Profilierung der Gefache wenig in Betracht kommt. Nicht selten verlieh man ihnen die schon auf S. 7 erwähnte Zweiteilung, eine Höhenteilung, wie sie Fig. 28 näher veranschaulicht.

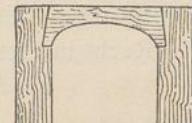


Fig. 26.

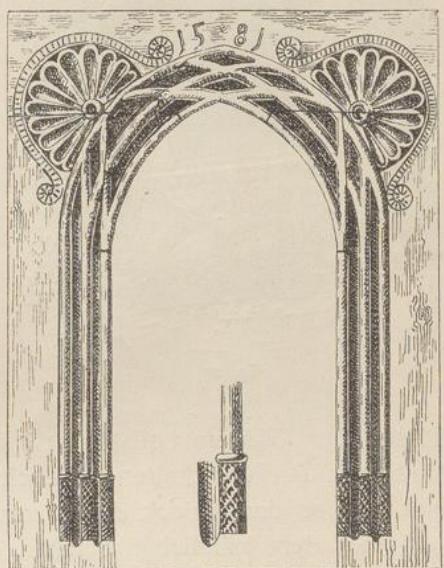


Fig. 27.

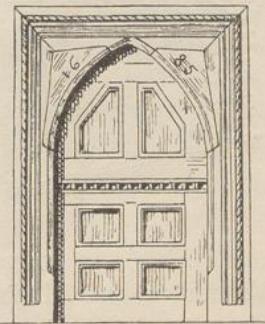


Fig. 28.

Von der Mitte des 16. Jahrhunderts ab treten Thüröffnungen mit rechteckiger Umrahmung nebst Säulen- oder Pilastervorbauten mehr in den Vordergrund. Die nämliche Gliederung findet auch an den Arkadenöffnungen vieler Nürnberger Hofgallerien Anwendung und erreicht hier ihre vollkommenste Entwickelung; auf die nähere Beschreibung ihrer Einzelformen kommen wir in dem nächsten Abschnitt eingehender zurück.

Recht interessante Konstruktionen und mitunter auch höchst malerische

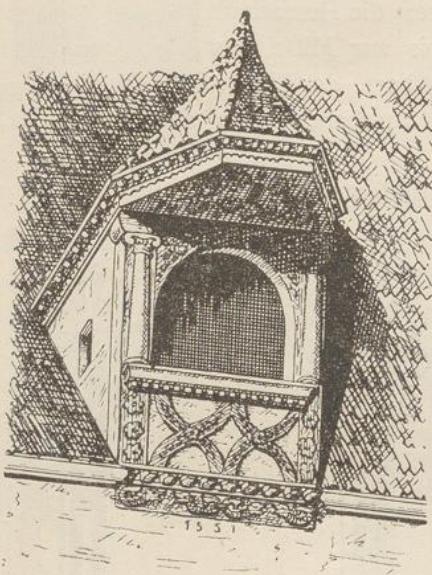


Fig. 29.

Anlagen bieten die Windelukken, welche stets, mag das Gebäude massiv sein oder aus Fachwerk bestehen, von Holz sind. In Nürnberg bildeten sie sich zu einer heimischen Spezialität heran, die in enger Verwandtschaft zu den dortigen Dacherkertürmchen steht. Fig. 29 bringt hierzu ein Beispiel aus der Augustinerstrasse No. 11 vom Jahre 1551. Als viereckiger Grundbau durchdringt dasselbe die Dachfläche, um von einer weit vorgeschobenen, als halbes Sechseck endenden Platte mit entsprechender Verdachung abgeschlossen zu werden. Die Winderolle liegt innerhalb dieses Raumes und ist den Blicken des Beschauers wie auch den Ein-

flüssen des Wetters vollständig entzogen; eine schmale Öffnung in der Unterseite der verschalten Verdachung dient zur Beförderung des Seiles und lässt so den Zweck dieses anmutigen Dachanbaues erraten.

Nach dem nämlichen Schema, wenn auch nicht immer mit gleicher dekorativer Ausstattung sind sämtliche Windelukken Nürnbergs aufgeführt; am Rhein und im westlichen Süddeutschland fehlt die vorspringende Verdachung, dafür schliesst die Luke oben mit einem dreieckigen oder geschweiften Giebelfelde ab (s. Fig. 30). Da hierdurch die Winderolle dem Wechsel der Witterung ausgesetzt würde, so verband man sie hier nicht mit einem Träger, sondern befestigte sie erst vor jedesmaligem Gebrauch an einem vorgeschobenen Balken. Zwei reizende Windelukken, deren konstruktiver Aufbau gleichzeitig dekorativen Zwecken dient, geben die Fig. 31 und 32 aus dem Moselthale von

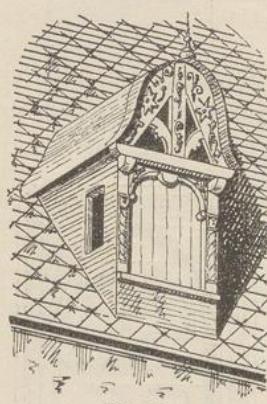


Fig. 30.

Vinningen und Alken ab; als Stütze ihrer welche mit jenen parallel laufen und gleich ihnen sich auf das kleine

Auch sie schliesen mit dreieckigen Giebelfeldern Sparren durchkreuzen sich zwei Schubstreben,

Dachgebälk stützen. Die eigentliche Lukenöffnung ist rundbogig geschlossen und in derselben Konstruktion wie die Spitzbogentüren gehalten (s. S. 23); in Fig. 31 schließt sich der Rundbogen direkt der Giebelschwelle an, in Fig. 32 trennt es ein offener Raum von jener; desgleichen liegt auch das Giebelfeld offen, was die konstruktive Gliederung noch schärfer hervortreten lässt.

6. Erker, Chörlein und Erkertürmchen.

Eine der schönsten Zierden und bemerkenswertesten Eigentümlichkeiten des süddeutschen Holzbaustils besteht in der frühzeitigen und vielgestaltigen Anwendung kleiner An- und Ausbauten, wie Erker, Chörlein, Ecktürmchen, Lugaus und Dacherkertürmchen. Waren im Norden, mit Ausnahme der späten Nachblüte der Quedlinburger Gruppe, vieleckige der Gebäudeauffenseite angefügte Erkervorbauten so gut wie ganz ausgeschlossen und erwirkten sich dort rechteckige von der Strafseensohle

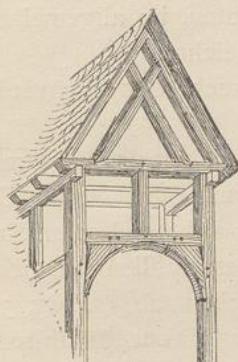


Fig. 31.



Fig. 32.

aufgeführte Ausluchten erst von der Mitte des 16. Jahrhunderts ab nach und nach Eingang, so steht dem gegenüber im Süden eine etwa hundert Jahre frühere Anwendung solcher reizvoller das Gebäude seitlich in Gruppen teilenden An- und Vorbauten.

Schon in dem Kassel nahen Homberg in Niederhessen, einem der nördlichsten Städten des Grenzgebietes, war ihr Gebrauch 1480 eingeführt; noch etwas früher mögen sie sich in Nürnberg und anderen Städten eingebürgert haben und nicht wenig Schuld daran tragen, dass man in der süddeutschen Holzarchitektur der Detailbildung wenig Wert beilegte. Infolge ihrer mannigfaltigen Grundformen in Verbindung mit einer gewissen Gesetzmässigkeit verleihen sie den von ihnen besetzten Gebäuden einen gar vielseitigen Reiz. Ohne sich an eine bestimmte Schablone zu binden, nehmen sie bald eine eckige, bald eine runde Gestalt an; bald lehnen sie sich einer Kante, bald irgend einer Wandseite an, auch die eintönigen Dachflächen werden durch sie unterbrochen und belebt, kurz, man befleissigte sich in jeder Weise, die malerische Wirkung der Bauten möglichst zu steigern und reiche Abwechselung in ihrer Gruppierung herbeizuführen.

Die Gruppenarchitektur spielt im Süden eine wichtige Rolle und lässt die dortigen Bürgerhäuser heiterer und anmutiger erscheinen als die norddeutschen Ständerbauten, welchen dafür andererseits eine um so gröfsere Ordnung innewohnt. Mag daher auch Nürnberg mit seinen vielgestaltigen Erkertürmchen und Chörlein einen bestechenderen Reiz auf den Beschauer ausüben, als sein nordischer Rivale, Hildesheim, so ist dieser, was Einzelformen und strenge Gliederung betrifft, ihm doch weit überlegen.

Die in Rede stehenden Anbauten haben wir sowohl nach ihrer äusseren Gestalt, als auch nach ihrer Stellung zum Gebäude in verschiedene Gruppen zu klassifizieren. In Beziehung auf ihre Form unterscheiden wir:

1. Rechteckige Vorbauten, ihrer norddeutschen Bezeichnung »Auslucht« entsprechend, führen sie den Namen »Lugaus«;
2. polygonale Ausbauten, im allgemeinen mit Erker oder Chörlein bezeichnet;
3. runde Ausbauten, auch Rundchörlein genannt.

Das Lugaus erstreckt sich meist über mehrere Geschosse, steigt entweder mit seiner vollen Grundfläche von unten auf oder ruht auf einer Konsole des steinernen Erdgeschosses; schliesst es oben mit einem selbständigen Türmchen ab (s. Fig. 33), so fällt es in die Kategorie der Erkertürmchen.

Mit Chörlein bezeichnen wir einen polygonalen Anbau, wenn er auf einer Konsole ruht, sich nur über ein Geschoss erstreckt und oben mit einem halben Zeltdach endet; Erker nennen wir ihn dagegen, wenn er an der Strafensohle beginnt, und Erkerturm, wenn er oben mit einem vollständigen Zeltdach unabhängig vom Hauptdache abschliesst.

Hinsichtlich ihrer Stellung zum Gebäude behalten die oben hergezählten Erkerarten ihre Benennung bei, wenn sie einer Wandfläche vorgesetzt sind; fügen sie sich einer Ecke an, so wird das Chörlein zum Eckchor, das Erkertürmchen zum Ecktürmchen und der Erker zum Eckerker; durchbrechen sie die Dachfläche, so führen sie den Namen Dacherker, wenn ihre Giebelspitze durch eine horizontale Gratlinie mit dem Hauptdache verbunden ist und schliesslich Dachkertürmchen, wenn ein Zeltdach sie bekrönt. Dachreiter kommen nur ganz ausnahmsweise an Profanbauten vor.

Wenige Ausnahmen abgesehen, reicht ihr Unterbau nicht bis zur Strafensohle; die grosse Mehrzahl der verschiedenen Erkerarten — abgesehen natürlich von den Dachausbauten — stützt sich auf eine Konsole oder einen Kragstein, in den die einzelnen Kanten zusammenlaufen.

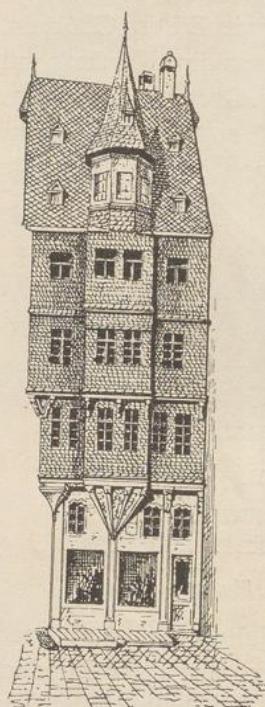


Fig. 33.

Fehlt das steinerne Untergeschoss, so tritt an Stelle des Knaufsteines ein Ständeraufsatz, oder die Stützung erfolgt wie in Fig. 39 durch Kopfbänder in Gestalt von Streben, von denen jedes sich einem besonderen Ständer anfügt. In späterer Zeit, im 17. Jahrhundert, pflegte man diese Stützen durch geschweifte Brettstücke zu verkleiden und den ganzen Ausbau mittelst eines entsprechenden Farbenanstrichs mit dem Material des Hauptbaues in Einklang zu bringen.

Während die Chörlein, wie in Nürnberg, in den meisten Fällen massiven Gebäuden angebaut sind und als hölzerne Bestandteile steinerner Wohnhäuser eigentlich erst in zweiter Linie für den Holzbau in Frage kommen, treten die Erker, Lugaus, Rund- und Eckchörlein, sowie Ecktürmchen mehr an Ständerbauten auf, mit denen sie sich sowohl konstruktiv als auch architektonisch eng verbinden. Da ihr konstruktives Gerippe im großen und ganzen einem Schema einverlebt werden kann, so beschränken wir uns auf die eingehendere Beschreibung eines Beispiels und fügen, soweit es geboten scheint, abweichende Einzelheiten anderer Erkertypen später hinzu. Wir wählen zu diesem Zweck den ältesten uns bekannten Erkerausbau, das Ecklugaus an dem 1480 errichteten Gasthause zur Krone in Homberg (Niederhessen), Fig. 34.

Nach Art der norddeutschen Eckbildung vorgekragter Geschosse, erheben sich von seinem unteren Pfosten drei regelrechte Kopfbänder. Sie stützen drei über dem Eckständer sich vereinigende Stichbalken, von welchen die beiden äusseren die Kanten des Lugaus ansetzen, während der innere das vordere Schwellenstück tragen hilft. Der so gebildeten Vorderseite schliesen sich die beiden Nebenseiten rechtwinklig an, indem sie ihre Verbindung mit dem Hauptbau durch Wandständer finden. Nachdem aber einmal die Grundform für den Ausbau geschaffen war, ergab sich die Wandbildung von selbst; Eckständer bilden die Kanten, Rahmhölzer und auf Gehrung zugeschnittene Fensterprofil-Latten stellen den erforderlichen Quer- resp. Zangenverband her, während geschweifte Riegelbänder ihnen weiteren Halt verleihen. Wie das gesamte darüber liegende Stock-

4*

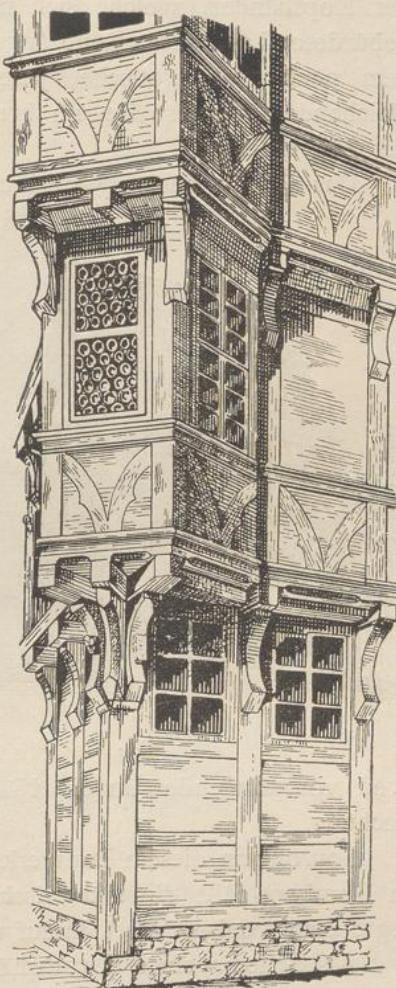


Fig. 34.

werk, kragt auch das oben breiter werdende Lugaus über seinen unteren Teil hervor; hier vermittelt aber nur ein schräg gestelltes Kopfband die Eckbildung, wogegen der die Schwellenmitte unterstützende Stichbalken des darunter befindlichen Fensters halber ohne Unterstützung bleibt. Oben schliesst sich gegenwärtig der Vorbau dem Hauptdache schlicht an; ursprünglich wird ihn wohl ein eigener Helm gekrönt haben. Das Gerüste des ganzen Erkerausbaues ist aber nicht allein konstruktiv richtig zusammengefügt, es wirkt auch dekorativ durch die glückliche Verteilung der Kopfbänder, welche sich nach unten, entsprechend der ihnen aufgebürdeten Last, zusammendrängen. Das genannte Gebäude besitzt außerdem noch zwei gotische, jenem am Alsfelder Rathause (s. Fig. 35) gleichende Erker, sowie ein breiteres Lugaus an seiner Schmalseite aus der Zeit um 1550.

Das Schema der polygonalen Erkerbauten enthält die Abbildung des

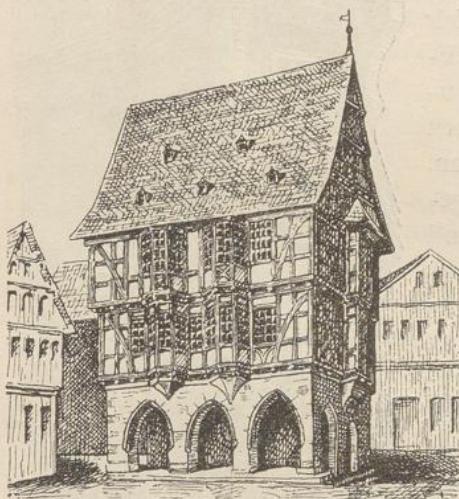


Fig. 35.

Alsfelder Rathauses (s. Fig. 35) und gleicht jenem der Chörlein; sein Grundriss (s. Fig. 36) besteht aus einem Paralleltrapez mit drei gleichen Seiten, der Aufbau stützt sich auf einer steinernen Kragkonsole und erstreckt sich ohne weitere Zuthaten mit derselben Gefacheinteilung, den nämlichen Balkenköpfen und der gleichen Auskragung der übrigen Wand über zwei Geschosse, um sich oben dem weit vorspringenden Hauptdache anzuschmiegen. An der Giebelseite des 1512 errichteten Gebäudes befindet sich ferner ein rechteckiges Lugaus mit

weit vorspringender an die Nürnberger Windenluken erinnernden Verdachung.

Sowohl an diesem Bauwerk, wie auch an dem Gasthause zur Sonne in Homberg fällt die symmetrische Verteilung der Ausbauten auf, später legte man weniger Wert darauf und ordnete sie mehr nach Gutdünken an.

Als Schema eines Rundchörleins bringt Fig. 53 den unteren Abschluss eines solchen aus Limburg, das der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts angehört.

Den Schwellenkranz tragen fünf freistehende Streben, welche sich auf einen profilierten Wandständer stützen. Die Wandfläche des Rundchörleins ist gegenwärtig leider verputzt und gestattet keinen Einblick in die weiteren Eigentümlichkeiten der Konstruktion.

Als eine Abart des Rundchörleins kann der runde obere Geschossausbau eines Hauses in Treis an der Mosel (s. Tafel I) gelten, der hier

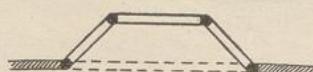


Fig. 36.

die ganze Hausseite einnimmt und oben mit einem halben Zeltdach sich der Giebelfläche anschließt. Vorspringende Geschossbalken tragen die halbrunde Stockwerksauskragung über dem steinernen Untergeschoß, und da eine Schwelle die Rundung nicht herzustellen vermochte, so ließ man die Ständer durchgreifen und die einzelnen Schwellenstücke sich ihnen einfügen. Sonst ist das Gebäude verputzt, besitzt aber durch seinen originellen oberen Abschluss, den noch eine Windenluke wirksam unterbricht, ein höchst malerisches Gepräge.

Den Vertreter der vierten Gattung von Anbauten, den Erkertürmchen, geben wir in dem durch Fig. 33 dargestellten Eckhause des Römerbergs und des alten Markt aus Frankfurt am Main vom Jahre

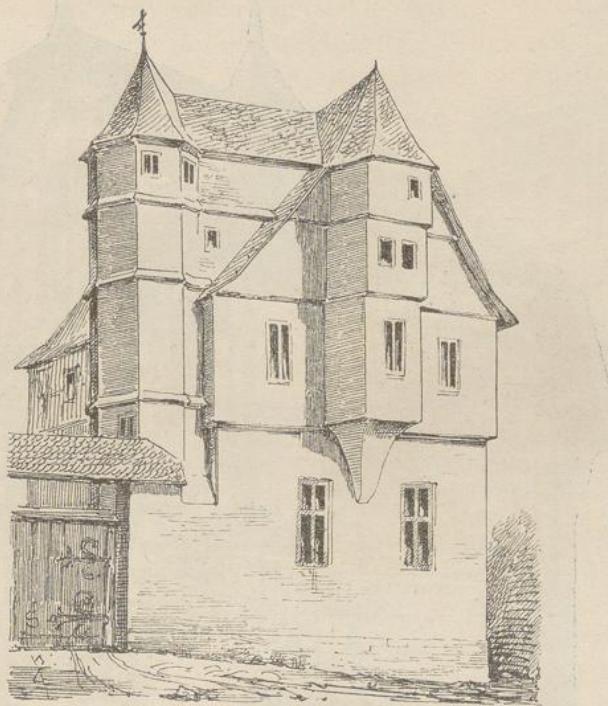


Fig. 37.

1562. In Gestalt eines rechteckigen Lugs setzt sich hier die mit Schiefer verkleidete Fachwerkswand einem unten spitz zulaufenden Kragstein auf, kragt gemeinschaftlich und gleichwertig mit den einzelnen Geschossen aus, geht oberhalb der Dachfläche in ein regelmäßig Achteck über und endet mit einem spitz zulaufenden Zeltdach. Erscheint dieser eigenartige Vorbau in seinen unteren Geschossen mehr als organischer Bestandteil der Wohnräume, so nimmt er oben dafür die Gestalt eines Turmes an. Berücksichtigt man, dass er hier die Langseite eines Eckhauses zierte, so wird man in seiner Anlage unschwer die Absicht erkennen, die Eintönigkeit der Dachfläche wirksam zu unterbrechen, weshalb er sich auch in der Mitte der Gebäudeaufsenseite befindet.

Ein anderes Erkertürmchen bringen wir in der Abbildung eines am

Limburger Dome gelegenen Hauses (s. Fig. 37) zur Anschauung, weil es als Vertreter einer grossen Schaar ähnlich gearteter Hausbauten gelten kann. Hier belebt es die sonst nackte Giebelseite des Gebäudes und schliesst mit deren Firstlinie ab; eine turmhähnliche Ausbildung war an dieser Stelle überflüssig, kam aber an dem Eckturm zur Ausführung.

Fig. 38 stellt das fünfte Schema, ein Eckerkertürmchen aus

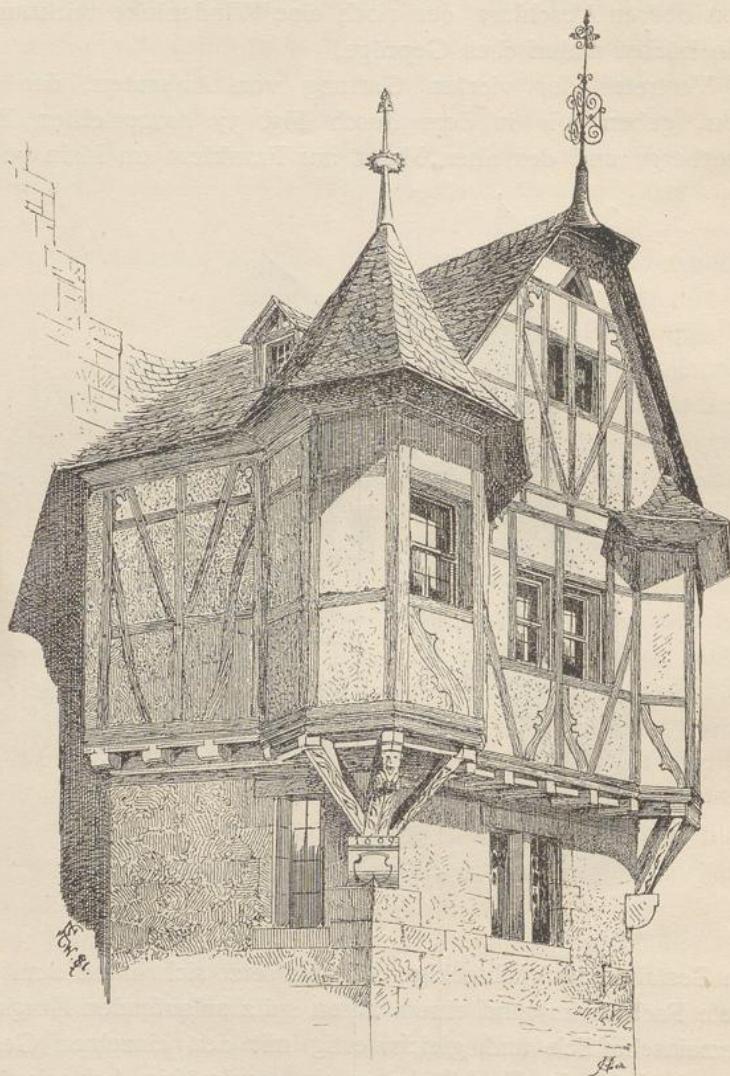


Fig. 38.

Münstermayfeld im Moselthale vom Jahre 1609, dar. Es besteht aus vier Seiten eines regelmässigen Sechsecks und fügt sich der Eckkante des ersten Geschoßes an; seine drei Ecken unterstützen freistehende Streben, welche des massiven Untergeschoßes halber auf einem vorspringenden Kragsteine ruhen. Das keck von der Hauptdachfläche sich abhebende Zeltdach im Verein mit einem zweiten Eckerker verleihen dem Gebäude ein reizvolles Ansehen. Als Schema für die Spätzeit kann ein aus

Rhense am Rhein ein auf zwei Schrägstützen ruhendes rechteckiges Lugaus aus dem 18. Jahrhundert gelten, das unverhältnismässig weit in die Straße hineinragt. Die Streben setzen sich zwei halbrunden Holzsäulen auf und laufen unter sich parallel nach den Kanten des Vorbauers; Rahmenwerk und Gebälk sind sowohl seitwärts als auch unten durch Verschalung gedeckt; oben stellt ein geschweiftes Zeltdach mit freistehender Spitze den Abschluss her, wodurch diese Kategorie von Vorbauten eine Mittelstellung zwischen den Lugaus und Ecktürmchen einnimmt.

Ziehen wir schliesslich als Vertreter von Holzvorbauten an Massivgebäuden den obigen Typen noch zwei besonders in Nürnberg zahlreich anzutreffende Arten, ein aus Holz gezimmertes dreiseitiges Chörlein mit Kragsteinkonsole und Zeltverdachung (s. Fig. 40) und ein auf Konsolen gestütztes rechteckiges Lugaus aus der Barockzeit (s. Fig. 41) an, so haben wir damit die gebräuchlichsten Grundformen der Erkerausbauten erschöpft.

Eine andere Gruppe malerischer Ausbauten, die häufig Massivgebäuden zum Schmuck verliehen wurden, bilden die Nürnberger Dacherkertürmchen. Ihre Grundform ist für gewöhnlich rechteckig, selten dass sie polygonartig abschliessen. Die gebräuchlichsten Typen vertreten die Figuren 42 und 43. An dem ersten Beispiel wird die zwei Fenster breite Vorderseite aus drei mit allerlei architektonischem Blendwerk verkleideten Ständern gebildet; bis zur Brüstungshöhe füllen Holzplatten ihre Zwischenräume aus, oben verbindet sie ein Rahmenwerk sowohl unter sich, als auch mit den benachbarten Sparren, welche bis dorthin gleichzeitig den Längswänden als Träger dienen. Ihr kühngeschwungenes Zeltdach führt durch acht von den Ecken und Seitenmittnen entspringenden Rippen die quadratische Grundform nach der Helmspitze in eine achtseitige über, und endet oben in eine reiche schmiedeeiserne Verzierung. In vereinzelten Fällen, wie an der Tucherstrasse No. 21, stehen die Dacherkertürmchen wohl auch mit einer Fensterarkadengallerie, die eine vollständige Unterbrechung der Dachfläche bewirkt, in Verbindung.

Das zweite Beispiel, an der Pegnitz, gegenüber der Schüttinsel, fügt den beiden parallelen Seitenflächen ein halbes Sechseck an; die unteren Ständerhälften sind bis zur Brüstungshöhe verschalt, ebenso der obere Rahmholzkranz. Darüber erhebt sich eine höchst originelle Dachform, die aus einem Mittelding von Sattel- und Zeltdach besteht und die Richtung des Hauptdaches scharf betont.

Ziehen wir schliesslich der Vollständigkeit halber auch die Bauwerke mit selbständigen Erkertürmchen in den Bereich unserer Unter-



Fig. 39.

suchungen, so liefert hierfür das Hoffmann'sche Haus zu Bacherach vom Jahre 1568, welches unsere Leser in dem Schäfer-Cuno'schen Werke gut

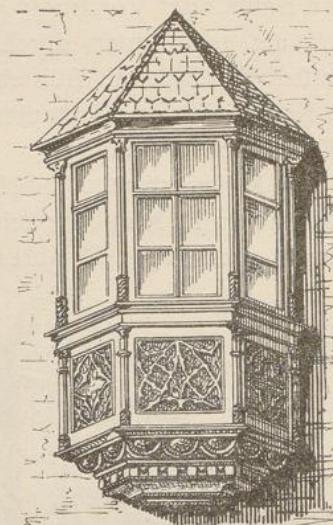


Fig. 40.

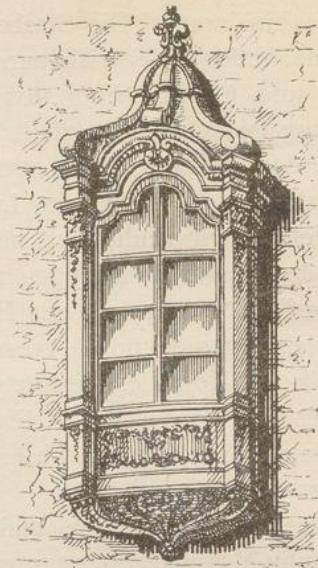


Fig. 41.

wiedergegeben finden, ein treffliches Vorbild. Sowohl die organische Verbindung des Erkerturmes mit den anderen Gebäude Teilen, wie auch sein

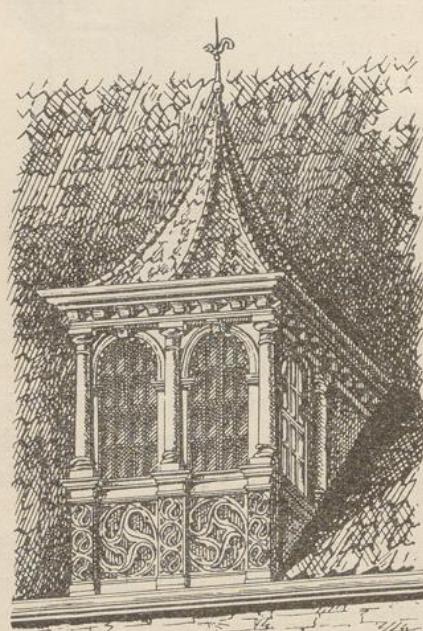


Fig. 42.

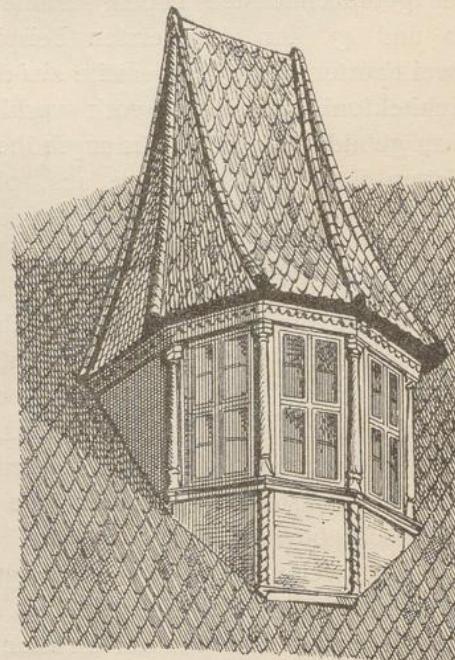


Fig. 43.

massiver Unterbau, verleihen ihm in dieser Gruppe eine hervorragende Stellung; sein Grundriss misst beträchtlichen Umfang und fügt sich den Räumen so ein, dass eigene Wohnräume in ihm unterzubringen waren.

Es geht daraus hervor, dass er seine polygonale Gestalt nebst Zeltdach mehr der Absicht, die Gebäudemassen wirksam neben einander zu gruppieren, als einer zur Rundschau bestimmten Anbau herzustellen verdankt. Das ganze Gebäude mit seinen verschiedenartig gestalteten Giebeln und Dachformen nebst seinen farblichen Wandflächen bildet eine der bedeutungsvollsten Schöpfungen der gesamten süddeutschen Holzarchitektur, deren Eigenarten es auch zum größten Teil an sich vereinigt.

Als Anhang fügen wir einige Häusergruppen aus dem trefflichen Ewerbeck'schen Aufsatze »Architektonische Studien an Bauwerken des Mosellandes« (Zeitschrift für bildende Kunst 1882, Heft 4 und 5) hinzu,

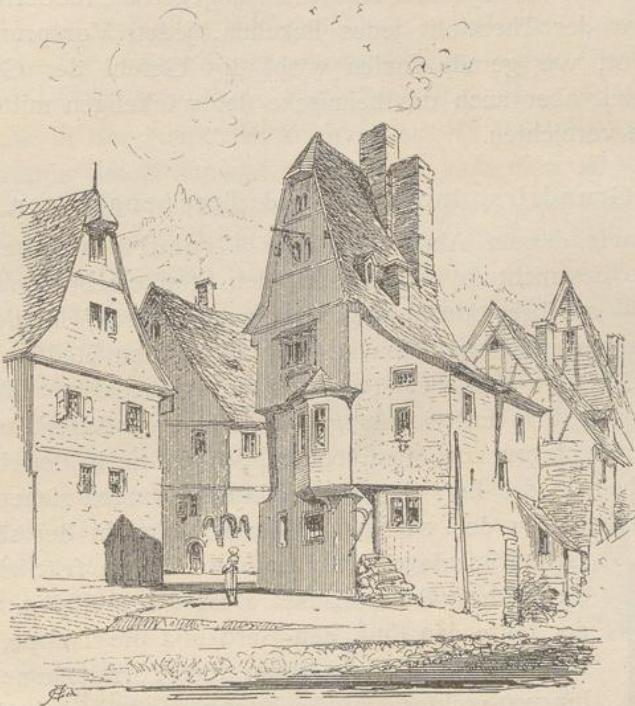


Fig. 44.

welche in prächtiger Weise verschiedene Straßenanlagen aus Fachwerksbauten wiedergeben. Wird auch das Bild durch den Mörtelbewurf der Häuser beeinträchtigt, und geht namentlich die Detailarchitektur hierdurch verloren, so bleibt doch die malerische Wirkung der Erker und Giebelanlagen erhalten und spricht deutlich genug von vergangener Pracht und Herrlichkeit. Ohne auf geradlinige Straßenschlüchten Rücksicht zu nehmen, suchte hier jede Hausanlage nur den verschiedenartigen Bedürfnissen ihrer ehemaligen Eigentümer gerecht zu werden; kein Haus gleicht infolgedessen dem andern, das eine ist dahin, das andere dorthin gerichtet, das eine hoch, das andere niedrig, das eine breit, das andere schmal gehalten, aber eben in dieser mannigfaltigen Abwechselung be-

ruht ihr malerischer Reiz. Aber selbst in dem Falle, wo sich Haus an Haus reiht und der Straßenzug die Stellung der Häuser bedingt, geht ihre gefällige Gruppenwirkung nicht verloren; trotz oder vielleicht auch infolge ihrer völligen Regellosigkeit erscheinen sie als notwendige Bestandteile des Ganzen. Der anheimelnde Hauch, der bestrickende Zauber, welcher diesen Städtebildern innenwohnt, er entspringt vornehmlich der Ungebundenheit der einzelnen Anlagen, den regellosen Plätzen und krummen Straßsen, bei deren Betreten jeder Schritt ein neues Bild liefert. Hier fordern keck in die Höhe steigende Giebeltürmchen unsere Aufmerksamkeit heraus, dort in die Straße lugende Erker nebst vorgekragtem Geschosse; Herbergenschilder, schmiedeeiserne Bekrönungen von Giebel spitzen, alles geht bunt durcheinander und beschäftigt unsere Augen. In Frack und Zylinder erscheinen dagegen die modernen Straßanlagen, wo der Theodolit jedes Eckchen, jeden Vorsprung entdeckt und verbannt, wo gerade Linien wohl das Gefühl der Grofsartigkeit wecken, damit aber auch das heimische der winkeligen mittelalterlichen Straßenzüge vernichten.

Grundriss, Innenbau und Treppenanlagen.

Wenn wir diesem Abschnitt einige Grundrissanlagen beifügen, so geschieht dies nicht in der Absicht, den Stoff erschöpfend behandeln zu wollen — an ihrer Ausbildung wirken zu vielerlei lokale Interessen mit, als dass wir alle Varianten aus verschiedensten Städten und Gauen aufführen könnten. Wir begnügen uns, ihre gemeinsame Wurzel festzustellen, sowie ihre Entwicklung aus jener herzuleiten, wollen aber auch Grundrissanlagen von Massivbauten, soweit sie in Beziehungen zum Holzbau stehen, in das Bereich unserer Untersuchungen ziehen.

Das Urschema zu der weitaus gröfseren Mehrzahl der süddeutschen

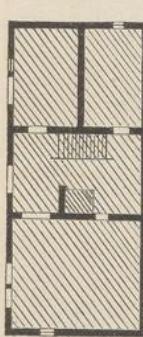


Fig. 45.

Grundrissanlagen besitzen wir in dem fränkisch-oberdeutschen Bauernhause. Dasselbe, dreiteilig, vereinigt in der Mitte den Flur, den Herd und die Treppe, linkerhand von diesem Raume liegen die Vorratsräume und Stallungen, rechterhand die Wohn- und Schlafstuben (s. Fig. 45). Der langgestreckten Form des Gebäudes entsprechend, läuft die Firstlinie des Daches über die drei Haupträume hinweg, während die beiden Schmalseiten Giebeldreiecke abschliessen. Bei dieser Gruppierung und unter Voraussetzung einer freistehenden Anlage entsprach es dem

Bedürfnis, zwei Thüren, eine nach dem Flur und eine nach den Stallungen, anzuordnen, sowie die Wohnräume der Straße, die der Stallungen dem Hofe zuzuwenden. Infolge dessen liegt die Schmal- oder Giebelseite der Straße zu, die Langseite mit dem Satteldach begrenzt den Hof. So lange Raum für die freistehende Lage des Hauses vorhanden war, konnte man das Schema beibehalten, mit zunehmendem Wachstum der Städte aber rückten die Häuser einander näher; zunächst wurden

allerdings noch eine geraume Zeit Tropfenfallgänge innegehalten; später aber musste auch deren Raum ausgenutzt werden, womit jede Lücke schwand und Haus an Haus sich zu reihen begann.

Dass dieser Entwicklungsgang, der sich in Dörfern heute noch vielfach verfolgen lässt, mancherlei Änderungen des Grundplanes zur Folge haben musste, liegt in der Natur der Sache; statt zweier Thüren begnügte man sich mit einer, die man dafür aber um so gröfser zu machen beliebte und häufig in eine Thorfahrt umwandelte. Ein mehr oder weniger schmaler Gang verband auf Kosten des vorderen Wohnraumes den nun zurückverlegten Flur, sowie die hinter jenem gelegenen Stallungen mit der Strafse.

Indessen konnte eine solche Grundrissverteilung nicht allzulange bestehen bleiben, der dunkle Flur war eine zu unbequeme Mitgift, als dass er namentlich bei gröfseren Anlagen hätte beibehalten werden können. Man entledigte sich seiner durch die Entfernung seiner Verdachung und verwandelte ihn in eine offene Hofanlage; dem Herd wies man einen eigenen Raum in der Nähe der Wohnräume im Vordergebäude an und fügte die Treppe der Hofanlage ein, sei es, dass man sie einem besonderen Turme, Treppenturm, einzwang, sei es, dass man ihr die alte Lage und Form beliebte und sie als einarmigen Lauf den oberen Räumen zuführte. Da man aber bei dieser Umgestaltung die ehemalige bequeme Verbindung der Vorder- und Hinterräume nicht missen wollte, so stellte man für sie eine direkte Verbindung in Gestalt gedeckter Galleriegänge her. Daher kommt es, dass fortan zwei für sich bestehende, durch einen Hof getrennte, aber mittelst Gallerien verbundene Gebäude zum Schema der süddeutschen Wohnhausanlage werden und selbst dann noch bleiben, als man das Hintergebäude längst nicht mehr eingeschossig aufführte und ausschliesslich zu Stallungen und Vorratsräumen verwendete.

Als kleinere Wohnhausanlage enthält Fig. 46 einen Grundriss aus Frankfurt a. M., Marktstraſe No. 30. Seine einarmige Treppe ist dem Hofe einvelebt und führt zu einer schmalen Gallerie, welche, da sie die oberen Wohnräume mit einander verbindet, unsren modernen Gang ersetzt. Küche nebst Herd liegen dem Hofe zugewendet. Sowohl die vorderen als auch die rückwärts befindlichen Wohnräume sind klein und zusammengenommen kaum für eine Familie ausreichend; auch der Hof kommt kaum der Gröfse einer Stube gleich, so dass seine Anlage nur in der Innehaltung des allgemein traditionellen Schemas begründet erscheint.

Eine zweites Beispiel stellt der in Fig. 47 wiedergegebene Grundriss

5*

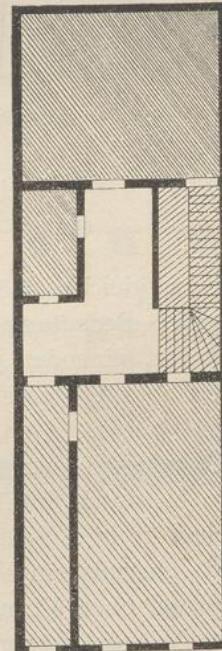


Fig. 46.

eines reicherer Patrizierhauses aus Nürnberg, Tucherstrasse No. 21, aus dem Ende des 16. Jahrhunderts vor. Auch an ihm lässt sich die Dreiteilung erkennen: der Vorderbau mit einem geräumigen Flur, die Hofanlage und das Hintergebäude; in diesem Falle muss indes der vordere Flur als Halle aufgefasst werden, da die hier sonst üblichen Wohnräume auf ein winziges Stübchen zusammenschrumpfen, das mehr einer Wärter- als einer Wohnstube gleicht. Allerdings hat man hierbei zu berücksichtigen, dass derzeit, im 16. Jahrhundert, sich das Familienleben schon längst in die höher gelegenen Geschosse zurückgezogen hatte und somit auch eine Verlegung der Küche nebst Herdanlage dorthin verlangte. Ueberhaupt darf man den Flur keineswegs mit der norddeutschen Deeile, dem Sitz der Hausfrau, verwechseln; hier liegt

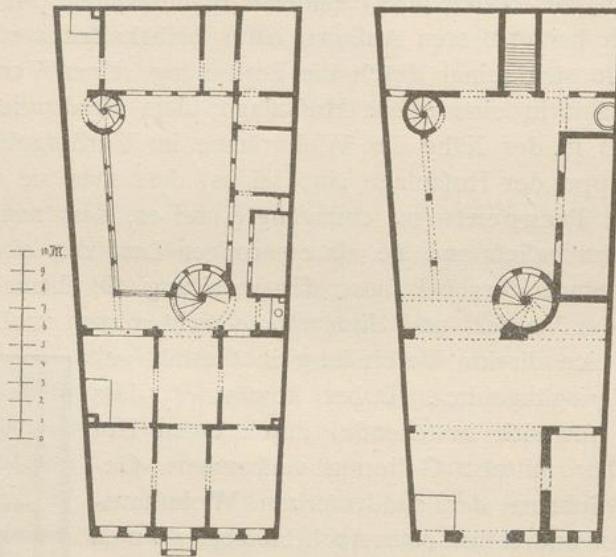


Fig. 47. Grundriss des 1. Stocks. Grundriss des Erdgeschosses.

er in gleicher Höhe mit der Straße und dem Hofe und hat keine andere Bedeutung, als jene eines Ganges. Zwei Wendeltreppen in runden, einander gegenüberliegenden Türmen führen nach den oberen Geschossen, deren einzelne Wohnräume herzuzählen, für uns weniger Belang hat. Den Hof umziehen Holzgallerien, welche das Vordergebäude mit dem Hinterhause in allen Stockwerkshöhen verbinden und sie hierdurch in ihrer Höhenteilung abhängig zu einander stellen; an seiner rechten Seite befindet sich ein langgestreckter Raum, wahrscheinlich ehemals ein Holzstall. Das Rückgebäude endlich birgt unten Stallungen, oben Vorratsräume und die Wohnungen der Bediensteten. Statt der Wendeltreppen in den Türmen kommt es aber auch vielfach vor, dass man den Aufgang einarmig anordnet und entweder völlig frei legt, oder von den Gallerieläufen schützen lässt.

Trotz der zahlreichen Räume und der Grossartigkeit der Gesamtanlage ist die Ableitung resp. Umbildung des Grundrisses aus dem alt-

fränkischen Bauernhöfe unverkennbar und klar ausgesprochen; für die Zusammengehörigkeit von Vorder- und Rückgebäude wirkt besonders der Umstand entscheidend, dass ihre Stockwerke in gleichen Höhen liegen, der Nachweis erfährt aber noch eine weitere Bestätigung in der allgemeinen Verbreitung obiger beiden Typen über ganz Süddeutschland, was die Abstammung von einer gemeinschaftlichen Urform voraussetzt.

Ähnlichen Grundrissanlagen, wenn auch nach Lokalbedürfnissen in manchen Teilen erweitert oder zusammengerückt, begegnet man häufiger in Nürnberg, Rothenburg a. d. Tauber, Würzburg, Frankfurt a. M., Ulm und anderen Städten (s. Lüke, Deutsche Renaissance II, Ulm, Schadisches Haus Fig. 170; Ortweins deutsche Renaissance, Rothenburg a. d. T. Bl. 14).

Wie das heimische Bauernhaus zum Ausgangspunkt für das bürgerliche Wohnhaus wurde, so die altnordische Halle für öffentliche Gebäude. Die germanische Halle diente als Gastsaal, Versammlungsort und Herberge*) rechteckig angelegt und im Innern mit Brettern getäfelt, bedingte ihre oft beträchtliche Grösse eine Unterstützung der Decke durch Pfosten; wollte man sie betreten, so musste man erst einen Vorraum durchschreiten. Das nämliche Schema, nur weiter entwickelt, finden wir an mittelalterlichen Rathäusern verwendet; sie gleichen ihren altgermanischen Vorgängern insofern, als auch sie ihr Erdgeschoss zu Hallenräumen bestimmen und ihm einen überdeckten Vorraum zugesellen. Die Halle teilen Säulen oder Pfeiler in Schiffe, nach oben schließt sie ein Gewölbe oder eine Balkendecke ab; in der Regel liegt sie einige Stufen höher als der Vorraum. Letzterer besteht aus einem Laubengang, welchen Arkadenbögen mit Pfeilern begrenzen, gleichzeitig dient er als Schutz für eine nach der Halle führende Freitreppe.

Ein Beispiel dieser Art enthält Fig. 48 (vergl. Fig. 35) in dem massiven Untergeschoss des 1512 aufgeföhrten Rathauses zu Alsfeld, dem sich zwei Fachwerksgeschosse aufsetzen. Wie allgemein üblich, liegt das Gebäude nach allen Seiten frei; dem Haupt- und Marktplatz ist der Laubengang, bestehend aus drei Vorder- und zwei Seitenöffnungen, zugewandt. Der Hauptraum ist wie die Vorhalle flach gedeckt und liegt hier nur um eine Stufe höher als jene; gegenwärtig trennt ihn eine dünne Wand und nur die Säulenstellung deutet noch an, dass er ehemals nach dem Laubengange offen stand; zur Unterstützung des Gebälks teilen zwei Säulen die Halle in ungleiche Hälften. Nach den oberen Geschossen führt eine Wendeltreppe, deren Axe in der Mitte der ein Meter starken Umfassungsmauer liegt und sowohl nach innen als auch nach außen

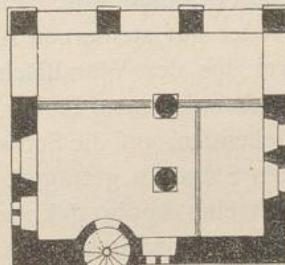


Fig. 48.

*) Rudolph Henning, Das deutsche Haus in seiner historischen Entwicklung, S. 154.

vor die Wandfläche tritt. Die Amts- und Ratszimmer sind in den oberen Geschossen untergebracht.

Obschon Treppenthür und Freitreppe in den Höfen den Aufgang in die oberen Stockwerke vermitteln, kommen doch auch Treppenanlagen vor, welche in dem vorderen Flur liegen. Gegenüber dem norddeutschen Gebrauch, das höher gelegene Geschoss nach dem Dielenraum durch eine Gallerie abzuschliessen, verschwindet im norddeutschen Wohnhause die Treppe mit dem Fußboden des ersten Stockwerks, da ein Interesse, den Flur von oben übersehen zu können, nicht vorlag.

Ausser geradlinigen Treppenläufen begegnet man aber auch vielfach gewundenen Anlagen, wie sie Fig. 110, ein Beispiel aus dem 17. Jahrh., wiedergibt. Man verschmähte es in solchen Fällen nicht, die Treppe frei zu legen und ihre gewundenen Wangen entweder durch Pfosten von unten zu unterstützen, oder, wie in diesem Beispiel, durch Hängesäulen mit dem oberen Gebälk zu verknüpfen. Ein Treppenhaus in unserem Sinne, mit dazu gehörigen Fenstern, kommt nicht vor; man behandelte die Treppe als Bestandteil des Flures und überliess dessen Öffnungen, die nötige Beleuchtung zuzuführen.

Es bleibt uns nunmehr noch eine Konstruktion zu behandeln übrig, die wie jene der Chörlein und Dacherkertürmchen nur in mittelbarem Zusammenhang zu der Holzarchitektur steht, wir meinen die meist mit Massivbauten verbundenen Gallerien der Hofanlagen. Sie bilden in vielen grösseren Städten, mit Nürnberg an der Spitze, einen wesentlichen Schmuck des Bürgerhauses und bestehen durchweg aus Holz. Schmälere Bauten besitzen nur eine oder zwei Gallerien, an grösseren Gebäuden hingegen sind drei, wohl auch vier Hofseiten von ihnen besetzt; häufig kommen zwei, manchmal aber auch drei über einander befindliche Galleriegänge vor. Einige sind von unten aufgebaut und ruhen entweder auf steinernen Arkaden oder Holzpfeilern; andere hingegen kragen frei aus der Wandfläche und erhalten ihre Unterstützung durch Schrägstrebene, in jedem Falle aber wird das Gebälk der oberen Gallerien von freistehenden, auf die Schwelle der darunter liegenden Gallerien sich stützenden Ständern getragen. Über dieses einfache konstruktive Gerippe zieht sich eine üppig dekorierte Verkleidung, welche durchschnittlich Formen der Steinarchitektur nachahmt und absichtlich den Schein einer schwierigeren Konstruktion zu wecken versucht. Die Ausbildung und Anwendung, welche die Holzarchitektur an solchen Hofanlagen erfahren hat, ist manchmal staunenswert und in ihrer Art von überraschender Wirkung, sie steht in schroffem Gegensatz zu der düsternen Aufenseite des steinernen Hauptgebäudes und verleiht dem Holzbau über jene ein gewisses Übergewicht; wir werden im nächsten Abschnitt eingehender auf sie zu sprechen kommen.

Wenn schon hölzerne Gallerieausbauten sich vorzugsweise auf Hofanlagen beschränken, so kommen sie doch auch hin und wieder an Gebäude-

aufsenseiten vor, ihnen hierdurch gleichsam das Aussehen vorgekragter Geschosse verleihend. So besitzen insbesondere die in Nürnberg der Pegnitz zugewandten Hausseiten häufig Ausbauten, welche sich nicht nur jedesmal über die ganze Gebäudelänge erstrecken, sondern auch stellenweise gänzlich verschalt und mit Fenstern geschlossen sind, so dass man in der That glauben möchte, richtige Fachwerkgeschosse vor sich zu haben.

Ähnlichen Konstruktionsweisen, den Gebäudeaufsenseiten vorgeschoßene, von Flugdächern oder dem vorspringenden Hauptdache geschützte Gallerien mit Bretterverschalung, begegnen wir später im Anhang nochmals am Schwarzwald- und Alpenhause.